

Büchergilde Welt  Empfänger  
Band 7



**Als sich vier Nachbarn wie jeden Sonntag unter der Sonne Curaçaos zum Dominospiel treffen, liegt mehr in der Luft als nur der Siegeswille. Jeder der Männer hat sein Päckchen zu tragen: Bubu Fiel kann als Taxifahrer kaum seine vielköpfige Familie ernähren und ertränkt seinen Frust in Alkohol, Manchi Sanantonio hat es als Gerichtsdienstler recht weit gebracht, fühlt sich jedoch zu Höherem berufen, der weitgereiste Seemann Janchi Pau hadert mit der Sesshaftigkeit, und Chamon Nicholas verschweigt seine Besitztümer vor den anderen. Mit jedem Stein, der auf den Dominotisch knallt, mit jedem Glas Rum wird die untergründige Spannung zwischen den Männern greifbarer, werden die Diskussionen um Politik, Bildung, die Dominanz der Weißen lauter - ebenso wie die um die Frauen. Denn auch die Ehefrauen zweier Männer, die kluge Solema und die scheinbar sanftmütige Nora, spielen schon seit langem ihr eigenes Spiel. Als die Schatten länger werden, ist ein Drama nicht mehr abzuwenden.**

**Frank Martinus Arion, ein schwarzer Autor, schrieb diesen Roman in niederländischer Sprache und ausschließlich aus der Sicht schwarzer Charaktere: bei Erscheinen im Jahr 1973 ein Novum in der Literatur der Antillen. Arion setzte damit auf seiner Heimatinsel und in den Niederlanden eine gesellschaftliche Debatte um die Folgen des europäischen Kolonialismus in Gang, die bis heute anhält.**

Die Reihe *Büchergilde Weltempfänger* steht für literarische Reisen, überraschende Einblicke und anregende Themen: für herausragende Literatur von bekannten oder noch zu entdeckenden Autorinnen und Autoren aus Afrika, Asien, Lateinamerika und der arabischen Welt.

Frank Martinus Arion (1936-2015) wurde auf Curaçao geboren. 1955 siedelte er nach Leiden über und studierte und arbeitete am dortigen Institut für Niederlandistik. Ab 1981 lebte er wieder auf seiner Heimatinsel, wo er mit einer Arbeit über die Ursprünge der Papiamentu-Sprache promovierte. *Doppelles Spiel* ist sein Debütroman und zählt zu den Klassikern der Literatur in niederländischer Sprache. 2017 wurde er von Ernest Dickerson (u.a. *The Wire*) verfilmt. In seinem gesamten Werk, zu dem neben Romanen auch Erzählungen, Gedichte und Essays zählen, reflektierte Arion die Themen Kolonialismus und Diskriminierung.

Lisa Mensing, geboren 1989, lebt und arbeitet in Münster als Übersetzerin und Literaturwissenschaftlerin. Sie hat in Münster und Utrecht Germanistik, Interdisziplinäre Niederlandistik und Literarisches Übersetzen studiert und übersetzt Prosa, Poesie und Theaterstücke aus dem Niederländischen.



# **Frank Martinus**

# **Arion**

**Doppeltes Spiel**

**Roman**

**Aus dem Niederländischen neu  
übersetzt und mit einem Nachwort  
von Lisa Mensing**

**Büchergilde Gutenberg**



Die Geschichte eines erstaunlichen Weltrekords



It is not in such matters, however, that the Tsar's true character appears. Politics bored him, he loved his wife and children, he liked bicycling up and down the garden paths, *and he had a passion for dominoes*. When his dear Alix had a pain in her feet he was perturbed, but when he lost an Empire he hardly noticed it. On February 23, 1917, while he was at G.H.Q. in a last attempt to escape from the Revolution, he was worried by learning that his children had measles. He telegraphed to the Tsarina: ›What a nuisance! I was hoping they would escape measles. Sincerest greetings to all. Sleep well. Nicky.‹ On the same day he wrote: ›I greatly miss my half-hourly game of patience every evening. *I shall take up dominoes again in my spare time!*‹

Bertrand Russell in *Freedom versus Organization*

Wir sitzen um ein Tischchen irgendwo  
Und sagen Worte. Ineinander passen  
Die Worte, die wir vor uns liegen lassen,  
Als spielten wir zusammen Domino.

Zu einem Bild bewegt sich Stein auf Stein  
Mit schwarzen Augen in dem Elfenbein.

Johannes R. Becher

Domino ist ein gefährliches Spiel: Dass die Holländer 1625 das als uneinnehmbar betrachtete »El Moro« auf Puerto Rico von den Spaniern erobern konnten, ist auf ein Dominoturnier zurückzuführen.

Ein Reporter des Antillischen Radios

Den mutigen Frauen

**TEIL I**  
**DER MORGEN UND DER VORMITTAG**



# 1

Zwischen Blenheim, dem jüdischen Friedhof aus dem 17. Jahrhundert, und Campo Alegre liegt Wakota, ein Vorort von Willemstad. Er liegt also »entre medio«, wie die Einwohner von Curaçao zu sagen pflegen, wenn man sie fragt, wie es ihnen geht. »Ach ja, entre medio«, »dazwischen«, was in der Regel bedeutet, sich zwischen Pest und Cholera zu befinden.

Die Reiseleiter erzählen oft etwas über den jüdischen Friedhof, aber schweigen wie ein Grab, was das florierende Hurenviertel im Norden der Insel betrifft. Dieses Hurenviertel besteht aus einem lebhaften Hotel mit ungefähr hundertfünfzig Zimmern, in denen man weibliche Gäste aus der ganzen Karibik sowie Süd- und Mittelamerika antrifft.

So, pack up your troubles and visit Curaçao! Hier gibt es ein traumhaftes Meer, saubere Seeluft und kerngesunde Frauen, die täglich vom Hotelarzt untersucht und behandelt werden. Und wenn Sie sich schon auf die Reise machen, dann schauen Sie zum Spaß auch gleich in Wakota vorbei, diesem ruhigen Dörfchen, wo noch reichlich Platz zwischen den Häusern ist.

Man erinnert sich in Wakota noch bestens daran, dass sich dort bis vor kurzem jeden Sonntagmittag vier Männer bei einem von ihnen zum Dominospiel trafen, bei Bubu Fiel. Sie fingen immer ungefähr um ein Uhr mittags an, nach ihrer *Sòpi di Mondongo*, dem traditionellen Sonntagsessen der Inselbewohner. Gegen sechs Uhr hörten sie auf. Dann brach die Dämmerung herein und kurz danach die unerbittliche Finsternis.

## 2

In Wakota gab es zwei Hügel. Santa Gloria, benannt nach der katholischen Kirche, die dort stand, und gegenüberliegend, aber etwas niedriger, Manchis Hügel. Der wurde so genannt, seit der aus Willemstad stammende Manchi sein gewaltiges Anwesen mit acht Schlafzimmern darauf gebaut hatte, oder, wie manche Wakotaner es poetischer formulierten, »sich auf dem Hügel von Wakota breitgemacht hatte«.

Zwischen den beiden Hügeln verlief der große Tulaweg und ging im Westen in die vierspurige Carpatastraße über, die den Flughafen und das Hurendorf mit der Hauptstadt verband.

Westlich am Fuße von Manchis Hügel und näher am Tulaweg als dessen hellrotes T-förmiges Haus stand einsam ein gelbes Häuschen mit schrägen Mauern. Ein Haus, das zu den sogenannten Sklavenhäusern zählte, von denen man in einigen Vororten Willemstads noch ein paar Exemplare finden kann. Hier wohnte Bubu Fiel. Sein Häuschen war zum Weg hin ausgerichtet und hatte zwei Zimmer. Das größere von beiden zählte ungefähr sechzehn Quadratmeter, hatte ein Giebeldach und war innen durch eine Trennwand mit Tür (in der immer ein weißer Vorhang hing) in zwei Bereiche unterteilt, eine größere *Sala*, also ein Wohnzimmer, und ein kleines Schlafzimmer, in das gerade so ein Doppelbett passte. Dahinter schloss ein kleinerer Anbau aus Holz mit einem Pultdach an. Hier befanden sich drei Bereiche, ein Esszimmer, ein durch einen Raumteiler abgetrenntes Schlafzimmer, in das nur ein Einzelbett passte, und eine kleine Küche. In diesem Häuschen wohnten Fiel und Nora mit sieben Kindern. Gott sei Dank nicht mehr mit sechzehn, denn sechs waren im Laufe der Zeit gestorben und drei waren schon aus dem Haus.

Bis auf den schmalen Pfad, der vom niedrigen Gartentor aus einfachem Maschendraht bis zur Haustür verlief, war der vordere Teil des Anwesens von wildem, kriechendem *Anglo* überwuchert,

dessen schmetterlingsförmige gelbe Blumen zu dieser Zeit wunderschön blühten. In der linken Ecke des Anwesens ragte grazil ein verrosteter Fahnenmast in die Höhe, vermutlich noch aus der Zeit, als Bubu Fiel Vorsitzender des DSW (Dominosportverein Wakota) war. Im Hinterhof stand ungefähr fünfzehn Meter vom Haus entfernt ein Holzverschlag, zwei mal zwei Meter breit und drei Meter hoch. Das war Bubu Fiels Toilette, Badezimmer und Rumpelkammer in einem. Der Anstrich hatte schon bessere Zeiten gesehen, und das Dach leckte. Doch hinter all diesem Elend befand sich, wie die Prophezeiung Jesu Christi, die Ausschachtung für das Fundament eines Hauses, das der Größe von Manchis Haus in nichts nachstehen sollte. Diese Ausschachtung musste allerdings schon vor sehr langer Zeit angelegt worden sein. Der Sand an den Rändern war verweht und vom Regen durchnässt und hatte sich in den Abwasserleitungen festgesetzt.

Ursprünglich war der einsame Verschlag als Badezimmer mit Toilette gedacht. Deshalb gab es darin auch einen Holzstuhl mit einem Loch darin, einen Klostuhl, auch »Altartoailette« genannt, wie er ebenfalls noch im gut situierten Europa zu finden ist. Aber inzwischen diente der Verschlag hauptsächlich als Rumpelkammer. Der ständige Platzmangel im Haus führte dazu, dass alles, was nicht unbedingt für den Haushalt benötigt wurde, aber auch nicht weggeworfen werden konnte – weil das eben nicht zur Philosophie armer Leute passte –, »vorläufig« in die Rumpelkammer verbannt wurde.

An der Westseite des Hauses hatte Bubu Fiel irgendwann aus Holzpfehlern und Wellblech eine »vorläufige« Garage gebaut. Dort stellte er seinen 200M unter. Das »M« stand für Miete. Er war Taxifahrer. Auf dieser Seite des Grundstücks standen auch noch ein paar »vorläufige« Hühnerställe.

Der Hang zwischen Fiels und Manchis Haus war unbebaut. Dort wucherten unzählige Blattkakteen und *Wabi*-Bäume, trotzdem war das eine Haus bestens vom anderen aus zu sehen. An der Ostseite von Bubu Fiels Haus, wo er immer mit seinen Freunden

Domino spielte, stand ein kräftiger Tamarindenbaum, hoch über das traditionell gebaute Haus hinausragend, mit dichtem Geäst, das bis auf Mannshöhe herabhing. In den Mittagsstunden, wenn die Sonne am unerbittlichsten brannte, warf er einen weitläufigen, spendablen und kühlen Schatten, der, den Männern zufolge, selbst im Himmel vergeblich seinesgleichen suchte.

Es war November, und der Baum hatte einige Wochen lang unzählige braune, zarte Tamarinden getragen. Doch Bubu Fiels Kinder und ihre Freunde hatten ihn schnell und fachkundig von seiner Last befreit.

### 3

Der kurze Spaziergang, den Manchi an diesem Sonntagmorgen wie an all seinen freien Vormittagen – nachdem seine Frau mit den Kindern weggefahren war – über den Sandweg vor seinem Haus zum Tulaweg machte, war nicht, wie er selbst behaupten würde, dazu gedacht, »mir die Beine zu vertreten, weil ich die ganze Woche hinter dem Steuer sitze«. Er war dazu gedacht, auf dem Rückweg sein Haus mit den acht Zimmern, das sich auf dem Hügel von Wakota breitmachte, in all seiner Pracht zu bewundern.

Er hatte es selbst gebaut, und es war (neben anderen Dingen) einer der Gründe, warum er in Wakota und auf der ganzen Insel ein äußerst angesehener Mann war. Manche sprachen ihn nicht nur mit Manchi an, sondern sogar mit der respektvollen Form *Shon* Manchi.

Ihm ging gerade das ein oder andere durch den Kopf: dass er Gerichtsdienst am Gericht von Willemstad war, sein großes Haus, die Schönheit seiner Frau Solema, dass sie ihr Lehrerinnendiplom in den Niederlanden gemacht und in Belgien, Frankreich und England alles Mögliche studiert hatte.

Manchi war ein großer schwarzer Mann, fast fünfzig, mit breiten



Schultern. Er hatte einen großen Kopf mit einem Knubbel hinten. Sein kurzes krauses Haar versuchte er immer mit viel Pomade glatt zurückzukämmen. Das klappte meistens nicht. Seine kleinen Löckchen glitzerten trotz der noch sanften Morgensonne von Wakota wie Millionen kleine Sterne. Sein Gesicht mit den dichten schwarzen Augenbrauen und den vollen Lippen war wie üblich glattrasiert. Jetzt, beim Erklimmen des Hügels, setzte er eine einstudierte ernste Miene auf, die auch einem strengen Richter alle Ehre gemacht hätte. Er trug eine graue Hose, ein weißes sportliches Hemd mit kurzen Ärmeln und Hausschuhe.

Das Haus, auf das er zulief, mutete wegen der langen geschwungenen, auf vier Säulen ruhenden Galerie italienisch an. Tatsächlich hatte ihm eine Postkarte aus Capri, die er immer noch andächtig in seiner Schublade-für-wichtige-Papiere in seinem Schlafzimmerschrank aufbewahrte, als Inspiration gedient. Das Haus hatte einen großen Patio und einen weitläufigen Vorgarten mit farbenfrohen Sträuchern, auf denen er zufrieden seinen Blick ruhen ließ. Außerdem war er stolz darauf, dass sein großes Haus immer noch alleine auf der weiten Hochebene des Hügels stand. Hinter und links neben dem Haus gab es zwar noch zwei Parzellen, doch die Pächter dieser Grundstücke befanden sich anscheinend in einer ähnlichen finanziellen Lage wie Bubu Fiel. In all den Jahren hatten sie es gerade mal geschafft, das Grundstück zu umzäunen. Teufel noch eins! Wenn es nach ihm ging, sollte ihnen ruhig etwas zustoßen, bevor sie wirklich mit dem Bauen anfangen!

Vor einiger Zeit hatte er – ganz in Ruhe, wie er immer sagte – damit angefangen, neben der Garage ein Dienstmädchenzimmer zu bauen. Auch daran dachte er jetzt zufrieden. Man könnte Manchi noch auf vielerlei Art beschreiben, sowohl was innere als auch äußere Merkmale betraf, aber seine wichtigste Eigenschaft war vielleicht seine Liebe zum Dominospiel.

## 4

Vielleicht liebte er es sogar zu sehr, dachte er und blieb kurz vor dem Haus stehen. In der schmiedeeisernen Umfriedung befanden sich zwei Tore, rechts ein breites vor der Garage und eins vor dem Haupteingang. Links über dem Gartentor hatte er einen Briefkasten angebracht, den er jetzt zum Spaß aufklappte, obwohl er wusste, dass sonntagsmorgens keine Post kam. Aber er beschäftigte sich damit genauso gerne wie mit seinem Haus, weil der Briefkasten dessen detailgetreues Modell war, mit der Säulengalerie vorne und einem Patio hinten, und in denselben Farben. An beiden Toren hatte er auffällige weiße Schilder mit schwarzer Inschrift befestigt:

Manchi Sanantonio  
Gerichtsdienst von Curaçao

Er ging ins Haus. Mitten im Wohnzimmer stand der große braune Flügel seiner Frau. Aus einem plötzlichen Impuls heraus wollte er sich an ihn setzen und spielen.

»Blödsinn«, sagte er verärgert zu sich selbst. Er hielt nichts von Klaviermusik und konnte das Ding deshalb auch gar nicht spielen. Das schöne neue Möbelstück hatte er nur gekauft, weil seine Frau nach der Hochzeit ein kleines, altes Piano aus ihrem Elternhaus mitgebracht hatte, das er auf keinen Fall in seinem nagelneuen Haus dulden konnte.

Um den merkwürdigen Impuls gänzlich abzuschütteln, ging er in die Küche und schenkte sich einen Whiskey ein, auch wenn es noch recht früh war. Danach machte er sich zur Inspektion aller Zimmer seines Hauses auf und nippte dabei an seinem Drink. Am Ende des Südfügels befanden sich sein Studierzimmer, das Gästezimmer und sein Arbeitszimmer. Gäste hatte er nie und das Studieren – wozu auch immer das gut sein sollte – überließ er seiner Frau. Und das Arbeitszimmer, nun ja ... In sein Studierzimmer hatte er immerhin

einen Schreibtisch gestellt, auf dem sich Telefon, Telefonbuch und Schreibmaschine befanden. Dort las er oft die Zeitung.

Und trotzdem blieben Zimmer übrig, für die er keine Namen hatte. Und das, obwohl das älteste seiner Kinder, sein sechsjähriger Sohn, vor kurzem ein eigenes Zimmer bekommen hatte und er die blendende Idee, eines der großen Schlafzimmer zum Spielzimmer seiner Kinder zu ernennen und einem anderen Zimmer den Namen »Abstellraum« zu geben. Heute Morgen bedauerte er daher, nur drei Kinder zu haben.

Er trat wieder ans Klavier. Auf dem Notenpult stand noch das Heft, aus dem seine Tochter am Abend zuvor gespielt hatte, aufgeschlagen bei »Au clair de la lune«. Wieder versuchte er, den merkwürdigen Impuls zu bezwingen, und ließ einen zufriedenen Blick über sein Mobiliar gleiten. Er hatte das Haus strikt nach dem Vorbild des Hauses eines Staatsanwalts eingerichtet, den er dafür bewunderte, immer hohe Strafen zu fordern. Aus einem Katalog, den dieser ihm auf seine Bitte hin zur Verfügung gestellt hatte, hatte er seine Möbel aus Dänemark bestellt. Während er genussvoll über das braune Holz des Flügels strich, dachte er daran, wie dieser ausgefeilte Einrichtungsstil zum Konflikt mit seiner Frau geführt hatte, die eine ihm unerklärliche und unakzeptable Vorliebe für alte curaçaoanische Möbel an den Tag gelegt hatte, als es um die Einrichtung des Hauses ging. Allerlei alte Gegenstände mit Sitzflächen aus Schilfrohrgeflecht. In seinem nagelneuen Haus! Damals waren sie noch nicht verheiratet gewesen, und er musste sie mit Samthandschuhen anfassen. Trotzdem hatte er sie mindestens einmal ziemlich barsch angefahren, ob sie nach all den Jahren des Studiums in Europa nicht wisse, was PRO-GRES-SIV bedeutete.

Der Impuls blieb, also versuchte er sich selbst davon zu überzeugen, mit dem Klavier seiner Frau nichts zu schaffen zu haben. Es war einfach nur ein Möbelstück, auf das er stolz war, weil niemand in Wakota, und vor allem kein Schwarzer in Wakota und vielleicht kein einziger Schwarzer auf der ganzen Insel, eins zu Hause stehen hatte. Aber sonst?

Und dann wurde er doch schwach. Schnell schloss er die große Haustür aus Mahagoniholz und setzte sich auf den Klavierhocker. Eine Zeitlang blickte er auf die Noten vor sich, doch das Wunder, das er sich erhofft hatte, blieb aus.

Manchi Sanantonio konnte keine Noten lesen, und das schien sich vorläufig auch nicht zu ändern. Also klappte er das Heft schnell zu – mit einem vagen Gefühl der Eifersucht auf seine Frau, die eine virtuose Klavier- und Orgelspielerin war, und auch auf seine Kinder, die alle drei das Talent ihrer Mutter geerbt hatten. Allerdings konnte er das Lied von »Mon ami Pierrot« pfeifen, das seine Kinder oft spielten, und so hob er mutig den Deckel des Flügels. Die unpersönliche Tastatur irritierte ihn kurz, aber während er leise das Lied piff, legte er schließlich doch entschlossen den Daumen seiner rechten Hand auf eine der weißen Tasten. Tatsächlich gab das Instrument ein Geräusch von sich, und das klang gar nicht mal so schlecht, fand er.

Selbstgefällig und energisch wiederholte er den Ton, weil es ihm große Freude bereitete, die erste Musik, die er diesem Instrument entlockte, laut durch sein Haus klingen zu lassen. Dieser erste Ton war – einfach weil es der erste war – zweifellos der Richtige. Das war logisch. Er lehnte sich zurück und piff, den Blick gen Decke gerichtet, wieder ein Stück der Melodie. Nun musste er den richtigen zweiten Ton des Liedes finden. Er holte Luft und drückte eine Taste und ... der Ton war falsch. Er war entsetzlich falsch, so falsch, dass es ihm in den eigenen Ohren wehtat und er die Klaviertasten am liebsten mit einem heftigen Schlag zertrümmert hätte. Wegen der großen Geringschätzung, die er für Solema und alles empfand, wofür sie stand, beherrschte er sich jedoch und versuchte es weiter. Wieder und wieder. Verdammt noch mal! Wenn Solema und sogar die Kinder das schafften, dann konnte Klavierspielen doch nicht so schwierig sein? Dann musste es doch irgendeine Patentlösung geben, einen Trick, der ihn das auch schaffen ließ?

Nach einer Weile gab er auf. Er erhob sich und öffnete die Haustür wieder. Erleichtert stellte er fest, dass niemand Zeuge seiner misslungenen Versuche geworden war. Er nahm sich vor zu vergessen, dieses verfluchte Klavier je angefasst zu haben. Danach goss er seine Pflanzen.

Um ungefähr neun Uhr machte er eine Pause und ruhte sich in einem seiner Liegestühle auf der Veranda aus. Genüsslich ließ er den Blick über die Umgebung schweifen. Die Nachbarschaft war noch still und friedlich. Die Glocken der Sonntagsmesse hatten schon dreimal geläutet. Solema, die die Kinder immer zu ihren Eltern brachte, bevor sie die Orgel von Santa Gloria spielte, würde nicht vor Ende der Messe zu Hause sein. Er hatte für seine sonntäglichen Tätigkeiten also alle Zeit der Welt, die er einschließlich der Pflanzenbewässerung unter den Begriff »philosophieren« fasste. Dabei blickte er auch gerne in das ein oder andere Buch. Lange war es ein braunes, in Leder gebundenes Exemplar von *Die Räuber* von F. Schiller gewesen, das er sorgfältig in seiner Schublade-für-wichtige-Papiere im Schlafzimmerschrank aufbewahrte. Es gefiel ihm, das Buch mittels des samteneen rötlichen Lesebändchens aufzuschlagen und darin zu blättern, es hervorzuholen, aus dem Papier, in das er es zur Sicherheit eingeschlagen hatte (schließlich hatte es ihm ein Richter geschenkt), zu wickeln und sich dann blättern zu fragen, wofür nur das F. in diesem F. Schiller stehen mochte. Doch angesichts seiner Pläne für die unmittelbar bevorstehende Zukunft hatte er das Blättern in *Die Räuber* aufgeben müssen, um sich etwas ernsthafter mit einem anderen Werk zu beschäftigen: *Die Geschichte der Freimaurerei auf den Niederländischen Antillen* aus der Feder eines gewissen G. Tim. Das Buch bestand aus zwei Teilen: Teil I, fünfhundert Seiten kleingedruckter Text, und Teil II, Fotos und Anhänge. Die Sprache war anspruchsvoll, und im ersten Teil gab es so viele Verweise auf den zweiten Teil, dass er bezweifelte, je über die ersten drei Seiten hinauszukommen, durch die er sich in den letzten drei Wochen gequält hatte. Immerhin hatte dieses Buch

einen kleinen Vorteil: G. Tim wurde auf der Titelseite ausgeschrieben: Gerard Tim. Dieser Bonus erhöhte sein Vertrauen in die antillische Loge *Die Solidarität*, der er in Kürze beizutreten hoffte. Jetzt lagen die beiden blauen Bände wieder neben ihm auf dem kleinen Tisch und er beschloss, einen ernsthaften Versuch zu unternehmen und sich mindestens eine halbe Stunde mit ihnen zu beschäftigen. Aber der eigentliche Gegenstand seines Philosophierens zog seine Aufmerksamkeit erneut auf sich: das ungestörte Betrachten der ganzen Umgebung, um immer wieder aufs Neue seinen Platz im Leben, in Zeit und Raum zu bestimmen. Früher, als er gerade erst in das neue Haus gezogen war, hatte er für diese Beschäftigung ein Fernglas zu Hilfe genommen, was das Vergnügen maßgeblich erhöht hatte. Doch eine der Töchter seines festen Dominopartners Bubu Fiel – jetzt wohnte sie irgendwo mit einem Schweißer zusammen – brachte dieses Ritual an einem Sonntagmorgen zu einem abrupten Ende. Eher aus Achtlosigkeit denn aus Neugierde (denn was zur Hölle sollte er an so einer Drecksgöre von Bubu Fiel finden?) hatte er sein Fernglas auf sie gerichtet, als sie, nur spärlich bekleidet, aus dem Badezimmersverschlag gekommen war. Leider hatte sie das bemerkt, sie ließ die Waschschüssel aus den Händen fallen und zeigte ihm unter einer Schimpftirade, die mit Sicherheit die Aufmerksamkeit der ganzen Nachbarschaft auf sich zog, ihren nackten Hintern – gebückt und mit hochgezogenem Rock. Sie warf ihm allerlei Abscheulichkeiten an den Kopf, woraufhin er, um seinen guten Ruf zu wahren, das Fernglas verboten hatte.

Am liebsten ließ er seinen Blick so wie jetzt weit über das Haus von Bubu Fiel hinaus wandern, bis zum Horizont, an dem sich die Häuser von Prinsessendorp abzeichneten. Das war eine vornehme Gegend – woanders gab es auch noch ein Prinsendorp und ein Koninginnendorp –, die Shell für seine ausgesandten weißen, privilegierten Mitarbeiter hatte bauen lassen. Sie wurden jetzt, da die Niederländer die Insel verließen und sogar von Unabhängigkeit die Rede war, hauptsächlich von der antillischen Elite bewohnt, die

nach ihrem Studium in Europa nicht selten mit niederländischen Frauen zurückgekehrt war.

Solema mit ihren unnützen Ansichten hatte mehr als einmal gesagt, es wäre besser, die Villen abzureißen. Er war dagegen! Womit sollte er dann sein Haus vergleichen? Er konnte nicht genug davon bekommen, diesen Vergleich anzustellen, um jedes Mal zu dem Schluss zu kommen, dass sein Haus viel schöner war als die Luxusbehausungen. Alles, was die Häuser auszeichnete – Platz, ein Garten, ein Zaun –, hatte seins auch, und um andere Dinge, über die die Häuser verfügten und seins nicht – wie Klimaanlage –, beneidete er sie nicht. »Ich wohne auf einem Hügel«, pflegte er zu sagen, »was soll ich mit einer Klimaanlage? Ich habe Wind und dadurch mehr als genug frische Luft. Gratis!«

Das Betrachten der Häuser von Prinsessendorp, das er auch zu Fuß schon oft inspiziert hatte, und sein anhaltendes Fazit, dass sein Haus schöner war als die Häuser, die von einem der mächtigsten Öltraffinerienbesitzer der Welt gebaut worden waren, steigerten das Machtgefühl, das ihm vielleicht schon von Geburt an zu eigen war. Für ihn war das auch der Beweis für eine seiner Lieblingsthesen: Ein schwarzer Mann kann es im Leben genauso weit bringen wie ein weißer. Er muss nur wollen und seinen Grips benutzen. Der Rest, und damit spielte er vor allem auf die Ideen seiner Frau an, war Blödsinn. Dieser Sozialismus, von dem sie so oft sprach, war für ihn mit Neid gleichzusetzen.

## 6

Manchi war, im Gegensatz zum Großteil der Wakotaner, nicht katholisch. »Das ist eine typische Sklavenreligion«, pflegte er zu sagen, »eine Religion für arme, ungebildete, unterdrückte und dumme Menschen. Überlegt doch mal. Welche Menschen sind vorwiegend katholisch? Die Schwarzen! Und wo kommen die Schwarzen

her? Aus Afrika. Und die wurden als Sklaven hergebracht. Neunzig Prozent unserer Bevölkerung stammen von Sklaven ab, und neunzig Prozent unserer Bevölkerung sind katholisch. Dann stimmt mit dieser Religion ja wohl irgendwas nicht, oder? Man ist doch bescheuert, wenn man Mitglied dieser Kirche bleibt! Die übrigen zehn Prozent«, pflegte er auch noch zu sagen, »sind hauptsächlich protestantisch oder jüdisch. Und das sind nicht die Nachkommen von Sklaven, wie wir, sondern von Sklavenhaltern!«

Er ließ seinen Worten Taten folgen und wurde Protestant, praktizierte aber kaum. Seine religiöse Überzeugung hing auch (trotz seiner schlüssigen Argumentation) mit der Konkurrenz zusammen, die Kirche von Wakota für ihn darstellte, denn sie war für den Großteil der Wakotaner – obwohl sie viel älter als Manchis Haus war und viel weniger schön – als Kirche doch das wichtigste Gebäude.

Jetzt versuchte er, Mitglied bei den Freimaurern zu werden. Er hatte sich also im Kreis bewegt. In der Zeit vor Johannes XXIII. lag die Essenz des katholischen Glaubens vor allem darin, Feinde auszumachen, und deshalb wurde Manchi in der Grundschule (seine einzige schulische Ausbildung) beigebracht, dass die größten Feinde der katholischen Kirche die Freimaurer waren.

Er machte sich übrigens nichts aus Religion und fand das ganze Konzept überflüssig, genauso wie das Konzept des Studiums. Für Letzteres hatte er gute Gründe, glaubte er jedenfalls. Er fand sich selbst – um nur einen Punkt zu nennen – wichtiger und gescheiter als seine Frau Solema, die ihr ganzes Studium im fernen Europa absolviert hatte, den Kopf immer noch voll sogenannter progressiver Ideen, die Orgel dort oben spielte, deren Klang an diesem Morgen hin und wieder störend laut zu ihm herüberdröhnte, und noch eine Menge anderen Unsinn fabrizierte. Wenn er ihr Studium in Europa ernst nahm, dann musste er sich eingestehen, dass sie mit ihrem Verhalten Schande über das Studium gebracht hatte – was dann ja doch wieder darauf hinauslief, dass ihr Studium nichts taugte, oder sie nicht, oder beides. Eins stand jedenfalls fest: Jemand, dessen



Studium etwas taugte, verhielt sich nicht würdelos! Davon war er überzeugt. Dass sie die Orgel dort oben spielen durfte, war für ihn ein weiterer Beweis dafür, wie unwichtig Religion war. Gleich und Gleich gesellt sich gern, dachte er. Und dass sie trotz all der Jahre in Europa, und das waren gut und gerne zehn gewesen, immer noch an diesen Kirchenquatsch glaubte, bewies definitiv, wie unnütz ihr Studium gewesen war. Nicht mal er mit seiner Grundschulausbildung glaubte daran! Vielleicht war sie nicht mehr zu hundert Prozent gläubig, obwohl sie die Orgel dort spielte, aber bisher hatte sie kaum Interesse an seiner Freimaurerei gezeigt. Und das müsste sie doch, wenn ihr Studium irgendwie von Nutzen gewesen wäre, oder? War nicht Voltaire, einer der größten Gelehrten der Geschichte, der den Katholiken immer Seitenhiebe verpasst hatte, war dieser Mann nicht Gründer, ja Mitbegründer oder wenigstens Mitglied (er schlug das große Buch auf, um es gleich nachzuschlagen) der Freimaurer gewesen? Für ihn war seine Frau Solema mit allem, was sie tat, auch wenn sie eine schöne Frau war, Sinnbild für die Nutzlosigkeit der Frau im Allgemeinen! Alles dummes Zeug. Hanebüchener Quatsch. Bei dieser Sache vor vier Jahren war er diesem Juristen, mit dem sie – ohne um den heißen Brei herumzureden – Ehebruch begangen hatte, völlig überlegen gewesen. Pah. Er hatte in seinem ganzen Leben nicht studiert, aber wenn man diesen bibbernden Juristen, der nicht wusste, was er tun sollte, einen studierten Mann nennen wollte, dann war er, Manchi, ja wohl mindestens Professor. Bedeutete ein Studium oder Jurist zu sein oder so was etwa nicht, in jeder Situation zu wissen, was zu tun war? Er selbst hatte es schließlich gewusst, war ruhig und bestimmt gewesen. Dabei besaß er, Manchi Sanantonio, keinen einzigen Titel, jedenfalls keinen Titel von der Universität. Und was war ein Studium wert, wenn sie sich ohne nachzudenken unter diesen jungen Juristen legte? Zu notgeil, um sich erst einen angemessenen Ort zu suchen? Einfach auf dem Boden? Mitten auf dem weitläufigen Strand (auch noch einem dreckigen Strand voller spitzer Steine, die ihrem studierten

Rücken ganz schön viel Schmerzen bereitet haben dürften), unverhüllt in der Öffentlichkeit, oder jedenfalls an einem Ort, wo einen jeder sehen könnte, so wie es dann ja tatsächlich geschehen war, als er sie erwischte, ganz zufällig, ohne sich extra auf die Lauer gelegt zu haben. Ein abgeschlossenes Studium, dachte er oft, sollte dazu befähigen, in jeder Situation zu wissen, was gerade nicht zu tun war.

Lehrerin, pah!, dachte er oft. Eine Lehrerin sollte anderen beibringen, was man zu tun und zu lassen hat. Dazu war sie aber nicht in der Lage. Sonst hätte sie ihn nicht auf diese Weise betrogen! Nicht wie eine billige einheimische Nutte, die es im Unterholz auf dem Boden treibt, weil sie keinen diskreten Ort hat und weil sie als Einheimische nicht ins internationale Bordell kann, wo es (wie es sich für ein Hotel gehört) nur ausländische Gasthuren gibt.

Eine Hure war sie zweifellos, eine billige noch dazu, eine Hure für fünf Gulden, nicht mehr und nicht weniger, auch wenn sie die Mutter seiner drei Kinder war und auch wenn er sich dazu gezwungen sah, mit ihrer Schönheit und mit ihrem Studium in Europa anzugeben!

Doch was nur er wusste, spielte keine Rolle. Allerdings spielte es eine wichtige Rolle, dass er Ansehen genoss. Dass die Dinge nicht immer so waren, wie es den Anschein hatte, wusste er jetzt, und vielleicht gab es auf der Erde auch noch ein paar andere Leute, die das wussten, aber das tat wohl nichts zur Sache, denn sonst würden alle Menschen zu dieser Erkenntnis gelangen: Die Menschen glauben nur das, was sie sehen. Das war auf dieser Insel schon immer so gewesen, vielleicht auch auf der ganzen Welt, und so würde es wahrscheinlich auch immer sein.

Nicht dass er keine Probleme hätte. Zunächst war da der un-asphaltierte Weg vor seinem Haus. Schon lange bevor das Haus fertig war, hatte er das Verwaltungsgremium von Curaçao, das sich damals in den Händen der DP (Demokratischen Partei) befand, darum gebeten, den Weg zu asphaltieren. Er hatte problemlos die Zusage bekommen, weil er damals ein besonders aktives Mitglied

der Partei war – dieser Tatsache hatte er auch seine Ernennung zum Gerichtsdienner zu verdanken. Doch kurz bevor sein Haus fertig war, fanden Wahlen statt, die die NVP (Nationale Volkspartei), die größte Widersacherin der DP, gewann. Extra um ihn, den bekannten DPLer Manchi Sanantonio, kleinzuhalten, wurde der Weg nicht asphaltiert! (Politische Rachefantasien auf den Antillen übertreffen alles, was sich die Sizilianer, die – dummen – Helden der Vergeltung, auf dem Gebiet der Rache nur ausdenken könnten!) Wegen des Dominospiels mit Bubu Fiel, der ein waschechter NVPLer war, und des Einflusses von Wakota im Allgemeinen, vielleicht auch, um die Chancen zu verbessern, dass der Weg doch noch asphaltiert würde, reduzierte Manchi seine Aktivitäten für die DP. So sehr, dass Parteimitglieder ihn verdächtigten, heimlich zur NVP übergelaufen zu sein. Als die DP dann in einer vorgezogenen Wahl wieder gewann, weigerte sie sich – wenn auch nicht öffentlich –, den Sandweg für ihn zu asphaltieren.

Weil er weder von der einen noch von der anderen großen Partei bekam, was er zur Krönung seines Status so dringend benötigte, hatte er anschließend (heimlich) die Partei unterstützt, die seine Frau mitgegründet hatte und von der ihr ehemaliger Liebhaber ein großer Sympathisant war: die URA. Aber diese Partei, die vor allem von Jüngeren und Intellektuellen gewählt wurde, die in den Niederlanden studiert hatten, scheiterte kläglich. Eine Bumspartei war das, dachte Manchi im Nachhinein oft grimmig. Der Sandweg vor seinem Haus war jedenfalls immer noch nicht asphaltiert worden, und er, inzwischen politisch neutral, hatte gegenüber allen bestehenden Parteien einen nachvollziehbaren Groll entwickelt.

Dann waren da noch die Kinder und die Ziegen, die sich darin übertrafen, seine Blumen und Pflanzen zu zerstören – und das nicht nur dann, wenn die Ranken durch die Stäbe seines schmiedeeisernen Zaunes sprossen.

Er hoffte, beide Probleme, mit denen er nie ganz seinen Frieden schließen konnte, lösen zu können, wenn er irgendwann genug

Macht besaß, auch wenn er nicht wusste, wie er an diese Macht gelangen sollte, da er politisch nicht mehr aktiv war. Vielleicht über seine Mitgliedschaft bei *Die Solidarität*? Hätte er Macht (die Macht eines Ministers oder Richters!), dann würde er dafür sorgen, dass dieser staubige Dreckssandweg vor seinem Haus umgehend asphaltiert würde. Am liebsten wäre ihm die Macht eines Richters! Dann könnte er die herumlungenden Kinder, die seine Blumen abrisen – leider konnte er sie nie auf frischer Tat ertappen – verurteilen und ins Zuchthaus stecken. Und alle herumstreunenden Ziegen erschießen!

Manchi stand auf, um die restlichen Pflanzen zu gießen. Sein drittes und dringlichstes Problem war, dass er als Mitglied der Loge *Die Solidarität* sonntags nicht mehr bei Bubu Fiel Domino spielen könnte, denn er liebte das Spiel so sehr, dass er sich nicht vorstellen konnte, es plötzlich oder nach und nach aufgeben zu müssen. Vielleicht liebte er es zu sehr, dachte er, während er sich bückte und den schwarzen Gartenschlauch von einem *Trinitaria*-Strauch zu einem *Gayena*-Strauch hinüberzog. Das Hühnergegacker, das aus der Richtung von Bubu Fiels Haus kam, ließ ihn aufhorchen, und er warf einen Blick durch die Pflanzen und über den Zaun auf das Haus im Tal. Nora lief über das Grundstück, gefolgt von ein paar Hühnern, die sie fütterte. Er ließ die Zweige, die er zur Seite geschoben hatte, zurückschwingen und dachte missmutig: Eigentlich müsste ich aufhören.

Um dem Missmut zu entkommen, richtete er seinen Blick – während sich die Mulde am Fuße des Strauches schnell füllte – auf die schönen, großen roten Blüten, aus denen die Staubblätter wie grazile Zungen herausleckten.

»Schön«, sagte er. »Unglaublich schön«, wiederholte er. »Blumen sind unglaublich schön, und ich bin froh, so viele zu haben.« Er betrachtete zufrieden den Garten und blieb an den schwarzroten Blüten des frisch gegossenen *Trinitaria* hängen. Er verglich die Blüten des *Trinitarias* mit denen des *Gayenas*. (Die Blüten des *Trinitarias* wachsen büschelweise und haben ganz dünne Blütenblätter,

deren Farbe so tiefrot ist, dass sie ins Violette gehen, sie sehen wie kleine verschreckte Schmetterlinge aus, die sich zusammengekauert haben.) Manchi fand die Blüten des Gayenas schöner. Aber das Problem mit dem Dominospiel als angeheendes Mitglied von *Die Solidarität*, das er seit Monaten durch derartige kleine erfundene Konflikte und ihre Lösungen zu bagatellisieren versuchte, ließ ihn nicht los.

Weiter rechts an seinem Gartenzaun stand ein mannshoher Strauch, ein *Kelki hil*. Manchi verglich die Blüten, die kelchförmig und so grell wie das Sonnenlicht waren, mit den Gayena-Blüten. »Zwei Kelche«, sagte er laut, »ein gelber und ein roter. Welche Schönheit die Natur doch hervorbringt. Ich könnte nicht sagen, welcher schöner ist.« Er täuschte Demut vor, stellte sich mit Vögeln und Pflanzen auf eine Stufe, die weder säen noch ernten und trotzdem völlig sorglos sind. Während er einen Blick auf sein Haus warf, dachte er, dass er an diesem Morgen umgeben von seinen friedlich blühenden Pflanzen der glücklichste Mensch der Welt sein musste. Es duftete so wunderbar. Es war wirklich alles in Ordnung, und wenn er sich unglücklich fühlte, war er doch ein undankbarer Mensch. »Schau«, sagte er sich, »wie schön die Wassertropfen an den Pflanzen hängen bleiben. Schau nur, wie sie glitzern. Wie Morgentau.« Und wie frisch es doch um ihn herum roch, das war der diffuse, aber doch schneidende Geruch eines Gartens voll schöner Blumen – betäubend und belebend zugleich.

Aber, dachte er und hob schnell den Schlauch auf, um ihn zum Kelki hil zu bringen, weil die Mulde des Gayenas überließ, welchen Sinn hat es, das Dienstmädchenzimmer anzubauen und irgendwann vielleicht sogar ein Hausmädchen anzustellen, wenn ich trotzdem weiterhin mit Menschen wie Fiel, Pau und Nicolas verkehre? Nein, überlegte er und zog den Schlauch hinter sich her, so kann es nicht weitergehen. Und um diesen Gedanken zu bekräftigen, fügte er laut hinzu: »Chamon Nicolas ist schlicht und einfach ein echter Verbrecher!«